

Annalena McAfee
Blütenschatten

ROMAN

Aus dem Englischen von
pociao und Roberto de Hollanda

Diogenes

Titel der 2020 bei Harvill Secker,
London, erschienenen Originalausgabe:
›Nightshade‹
Copyright © Annalena McAfee 2020
Covermotiv: Foto von Charlotte Wales
Copyright © Charlotte Wales /
Trunk Archive

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/21/44/1
ISBN 978 3 257 07113 9

Nacht. Winter. Eine Straße in der Stadt. Das Echo von Eves Schritten hallt über den breiten Bürgersteig, als sie an den düsteren georgianischen Häusern mit Stuck und Säulengängen und dem privaten Garten in der Mitte vorbeigeht. Grüne Kränze an allen Haustüren stellen guten Geschmack und ein festliches Gemeinschaftsgefühl zur Schau, doch die meisten Häuser liegen im Dunkeln. In Nummer 19 verleihen die Lampen des großen Schlafzimmers im zweiten Stock den geschlossenen roten Vorhängen einen feurigen Schimmer. Drei Türen weiter flimmern die Fenster im Erdgeschoss blau – jemand hat die Spätnachrichten an, döst gemütlich vor den katastrophalen Berichten aus einer zerfallenden Welt –, und im Souterrain fällt der matte bernsteinfarbene Schein einer Nachttischlampe durch die Ritzen der Jalousien.

Wenige Schritte weiter in Nummer 31 ist der Salon im ersten Stock schamlos erleuchtet – hässliche abstrakte Gemälde und unförmige Skulpturen grell zur Schau gestellt. Ein großer Ficus, dessen grüne Blätter glänzen, als wären sie künstlich, ist mit bunten Lichterketten und schillernden Weihnachtskugeln geschmückt – silberne Planeten, die in einem funkelnden Sonnensystem kreisen. Der Raum gleicht einer leeren Kulisse; die Schauspieler haben die Bühne ver-

lassen. Es ist eine arbeitsame Straße, und man geht hier früh zu Bett. Aber in Nummer 43 ist man sicher noch wach. In Anlehnung an den Jazzpianisten Thelonious Monk behauptete Kristof immer, dass die Welt gegen Mitternacht interessanter wird.

Und da ist er, eingerahmt vom rechten Teil des erleuchteten Fenster-Tryptichons im Erdgeschoss. Sie sieht sein Profil in einem Ledersessel vor dem Bücherregal aus geschnitztem Eichenholz, das Eve und er in Berlin gekauft haben. In einer Hand ein Glas Rotwein, in der anderen die auf die Stereoanlage gerichtete Fernbedienung, mit der er Monk, Coltrane oder Evans aufruft. In den Regalen über seinem Kopf reihen sich Dutzende von Weihnachtskarten aneinander – das übliche Sammelsurium von billig gedruckter schlechter Kunst und einfallslosen, auf die Schnelle verfassten Festtagswünschen, Zeugnisse eines regen Soziallebens und einer weitverzweigten, überwiegend funktionalen Familie. Ihm gegenüber, im linken Fensterpaneel, ebenfalls im Profil und mit Weinglas, seine neue Geliebte: die Rothaarige, zufrieden im Sessel zusammengerollt wie eine orange Katze, die sich uneingeschränkt zu Hause fühlt. Zwischen ihnen, im mittleren Fenster, leuchten aus einem großen Terrakotta-Topf auf dem Schreibtisch die vollen, blutroten Zungen eines Weihnachtssterns.

Der Kranz an der Eingangstür – Stechpalme, rote Beeren, silbern besprühte Tannenzapfen – erinnert sie an Blumengestecke auf Beerdigungen im East End, Chrysanthemenkissen mit der Aufschrift »Dad«, »Mum« oder »Nan«. Auf diesem, schießt es ihr in einem Anflug makabrer Phantasie durch den Kopf, könnte »Eve« stehen, ein stacheliger

Blumengruß für sie, die nicht so heiß geliebte, noch nicht ganz Verblichene. Es ist kaum fünf Monate her, dass sie dieses Haus und ihre Ehe verlassen hat. Kristof hat keine Zeit verschwendet.

Sie schaudert in der Dunkelheit der Straße, und ihr Atem bildet eine eisige Wolkenlandschaft in der Nachtluft. Das Kinn im Schal vergraben schaut sie durch das Fenster auf das stilvolle Tableau. Es könnte ein Vermeer sein, ein leuchtendes, häusliches Interieur. Ihr Mann, ihr Haus, ihr Leben. Vorbei. Sie wendet sich wieder der Dunkelheit zu, geht um den verschlossenen Garten mit seinen schattigen immergrünen Büschen und kahlen Bäumen hinter dem mit Speerspitzen bewehrten Zaun herum. Wie alle Anwohner dieser Straße besaß auch sie den Schlüssel zu diesem Privatgarten, und zu Beginn des Frühlings saß sie gerne auf der Bank unter den prallen Blüten der Magnolie. Jetzt ist ihr der Garten ebenso verschlossen wie das Haus, in dem sie zwanzig Jahre gelebt hat.

Es dauerte ein ganzes Leben, um es aufzubauen, und nur eine Sekunde, um es zu zerstören. Familienleben. Das ging als Erstes flöten. Dann die Würde, und mit ihr der gute Ruf. Alles andere folgte in den Strudel. Nur ihre Arbeit ist geblieben. Der Junge fing ihren Blick ein und hielt ihn fest. Standbild, dann Rücklauf. Wenn sie könnte, würde sie bis zum Anfang vor mehr als drei Jahrzehnten zurückspulen – noch ehe der Junge geboren und sie selbst erst um die dreißig war –, zum Beginn des Familienlebens, das sie so resolut zerstört hat.

Sie ballt die behandschuhten Fäuste in der Wärme ihrer Taschen, streckt sie dann wieder und läuft weiter, in der Hoffnung, dass diese Inventur – alles, was sie verloren hat, alles, was bleibt – ihren hektischen Geist beruhigen wird.

In der fernen, intensiven Zeit nach der Kunstakademie, als sie sich in New Yorks fiebriger Lower East Side herumtrieb und entschlossen war, sich in der Kunstszene zu behaupten, war ihrem jungen Ich die Beziehung mit dem zehn Jahre älteren Kristof, damals bereits ein aufstrebender Star in der Architekturszene, ebenfalls wie ein Ende vorgekommen – wie ein Happy End nach Verwirrung, Unsicherheit, Einsamkeit und chaotischen Ablenkungen, die sie als Teenager und junge Frau beinahe aus der Bahn geworfen hätten. Dass sie sich damit auch von Freiheit und Spontaneität verabschiedete, schreckte sie nicht. Davon hatte sie genug gehabt. Wählen zu können war nur eine andere Art von Tyrannei. Steckte denn nicht auch im Gebundensein ein Fünkchen Freiheit? Weniger Optionen bedeuteten mehr Klarheit. Es wurde allmählich Zeit, Glück und Partnerschaft eine Chance zu geben.

Jetzt fängt es an zu regnen. Sie kramt in ihrer Handtasche nach dem Regenschirm, einem Objekt, das sie als junge Frau verschmäht hätte. Zu uncool. *Let the hard rain fall.* Doch an diesem risikoscheuen Ende des Lebens in einer unwirtlichen Landschaft sucht man Schutz, wo immer man ihn findet.

Besser an die Vergangenheit denken, wo die wenigen Fallen, in die man stolperte, höchstens Fleischwunden verursachten. Als Kunststudentin hatte sie sich ausschließlich dem Vergnügen und der Arbeit gewidmet. Ein kreatives, hyperaktives Chaos war ihr Medium. Der Umzug nach New York – drei wilde Postpunks aus dem heruntergekommenen London der siebziger Jahre, losgelassen in einer Stadt, in der man mit Ideen und einem gewissen kämpferischen Stil noch überleben konnte – war der Beginn des Tohuwabohus gewesen. Doch als sie mit Kristof nach Europa zurückkehrte, wurden Fleiß und Ordnung zur Regel. Mit der Schwangerschaft hatte sie Glück gehabt – ein paar Monate lästiges Unwohlsein, gefolgt von einem Kaiserschnitt und kaum negativen Auswirkungen auf ihre Arbeit.

Eine Kritikerin und marxistische Feministin schrieb später, die »Mutterschaft« habe Eve beflügelt, sie von einem formalen Stillleben-auf-Leinwand-Abklatsch – »einer obsessiven Imitation, die der Natur den Spiegel vorhält und eher abbildet als erzählt« – mittels »eines indirekten Dialogs mit botanischer Illustration« und »kunstvollem Flirt mit dem Genre« zu einer dynamischen »multi-medialen Erforschung des Lebens« geführt, »indem sie die Zeit anhält und das Empfinden über die Analyse, das Sein über das Tun stellt«. Eve tobte, als sie die Rezension las: Nahmen Kritiker je das Wort »Vaterschaft« in den Mund, wenn sie das Werk männlicher Künstler besprachen? Trotzdem stand diese Expertin anscheinend wenigstens auf ihrer Seite. Und letztlich hatte die Rezension ihrer Reputation auch nicht geschadet.

Das Baby jedoch tat sein Bestes, um alles durcheinanderzubringen. Nancy war gierig und wählerisch, seit sie ihren

zornigen Blick zum ersten Mal auf die wartende Welt gerichtet und losgebrüllt hatte. In den ersten Jahren machte sie ihnen nachts die Hölle heiß, und Eve beobachtete hohläugig, schuldbewusst und verzweifelt, wie ihre gleichaltrigen Freundinnen sich aus verbissenen, auf die Arbeit fixierten Feministinnen in verträumte, träge, kindernärrische Madonnen verwandelten. Selbst Mara, der kurzgeschorene Hitzkopf aus ihrem Kunstakademie-Triumvirat, hatte der Versuchung nicht widerstehen können. Kaum war sie zurück in London und hatte die kleine, mit Hilfe ihres bereitwilligen schwulen Freundes gezeugte Esme an der Brust, wurde Mara Novak zu einer sanften Ernährerin, die von Raffael hätte stammen können. Hatte sie ihr Leben lang Transparente gemalt, die Nacht für sich reklamiert und gegen das Patriarchat demonstriert, um so zu enden? Doch ihre Esme schlief jede Nacht durch. »Sie meldet sich erst gegen sieben«, prahlte die neuerdings zu Wiederholungen neigende Mara, als wäre diese Fähigkeit ihrer Tochter irgendwie der Beweis für ihre eigene moralische Überlegenheit.

Was sagte das über Eve aus, die wegen ihres schreienden Kindes mindestens sechs Mal die Nacht aufstehen musste? Nicht umsonst setzen repressive Systeme Schlafentzug als Folter ein. Eine Zeitlang hatte sie sogar die unausstehliche Wanda beneidet, ihre reizlose, neurotische, untalentierte Mitbewohnerin, die in New York blieb, um ihre fragwürdige Karriere voranzutreiben, und behauptete, ihr Nachwuchs bestehe aus Kunstwerken und Performances – einer wirren Ansammlung von ich-besessenen Happenings, »Aktionen« und Installationen. Sie ringe »mit der Stellung der

Frau im Universum«, hatte sie erklärt. Ein Kind zu haben würde sie nur ablenken. Vielleicht hatte sie recht. Sie blieb als Einzige von ihnen kinderlos. Sie war auch die mit der geringsten Begabung. Man musste sich nur ihre Karriere ansehen und dann die ihrer Freundinnen.

Die Scheinwerfer eines auf sie zukommenden Wagens glühen im heftigen Regen, als er in einem Schwall von Licht und rhythmischem Wummern vorbeizischt. Drum 'n' Bass? Grunge? Worin besteht das Vergnügen, sich in einer Blechbüchse vor der Außenwelt zu verbarrikadieren und sein Gehör markerschütternden Dezibel auszusetzen? In zehn Jahren ist der Fahrer stocktaub. Eve wird sich ihrer Gereiztheit bewusst – sie klingt wie eine wütende Matrone aus dem Umland – und reißt sich zusammen. Vielleicht ist es für den Fahrer ein Mittel, sich wieder an der Macht zu fühlen. Die Kontrolle zurückzugewinnen, wie es dieser verlogene politische Slogan propagiert. Und mit dem zwanghaften Bedürfnis, sich von der Welt abzukapseln, kennt Eve sich besser aus als die meisten anderen.

Während der ersten Jahre ihrer Beziehung heuchelte Kristof Verständnis für ihre Bedürfnisse und sorgte dafür, dass sie stets ein Atelier zur Verfügung hatte. Doch als das Baby kam, hatte Eve keine geistige Kapazität mehr, geschweige denn Zeit und Energie für kreative Arbeit.

Das waren die Jahre der Wut. Während Kristof sich in der Öffentlichkeit profilierte, hatte sie das Gefühl zu schrumpfen. Sie wurde zwischen den nicht enden wollenden Anforderungen des Familienlebens derart aufgerieben, dass sie

genauso gut in Nancys Puppenhaus hätte ziehen können. Würde Kristof es überhaupt merken? Schließlich griff er ein und schickte ihr eine Reihe von hübschen unbedarften Au-pair-Mädchen zu Hilfe, eine parfümierte Reiterattacke, aus deren vollgestopften Satteltaschen sich Wimpernbürstchen, Lippenstifte, benutzte Papiertaschentücher und alberne Illustrierte ergossen. Die Mädchen hielten Nancy so gut unter Kontrolle oder zumindest außer Hörweite, dass man manchmal das Gefühl hatte, nicht das Kind, sondern das Personal behindere mit leidenschaftlichen Telefonaten und tränenreichen Rückzügen in das jeweilige Zimmer den Frieden und Fortgang des Haushalts.

Es gibt so viele Arten, ein Leben zu vermessen. Es heißt, die meisten Menschen, die auf dem Sterbebett eine Bestandsaufnahme machen, zählten ihre Beziehungen auf – gewonnene oder verlorene Liebe. Für Eve ist das in dieser erschütternden Zeit eine zu schwierige Rechnung. »Was von uns übrig bleibt, ist unsre Liebe nur«, lautete die wenig überzeugende Zeile eines Dichters, der ungleich präziser festgestellt hatte: »Der Mensch gibt das Elend an den Menschen weiter.« Geschwindigkeit machte eine andere Art der Kalkulation auf. Von der wohligen Zeitlupe der Kindheit über das sich langsam beschleunigende, erfrischend rosige Super-8-Narrativ der Jugend und die zunehmend atemberaubende Verwischtheit des Alters bis zum Schnell-sonst-ist-es-weg-Abspann am Ende. Das war's, Leute! Und dann gab es noch die Höhen. Gipfel, die man erklommen hatte, Abgründe, in die man gefallen war, in puncto Karriere, Gefühle oder Beziehungen, über die sie im Moment einfach nicht nachdenken konnte.

Für Kristof, der sein ganzes Leben wie eine akribisch ausgearbeitete, maßstabsgetreue Zeichnung geführt hatte, wäre das wahrscheinlich die bevorzugte Methode. Seine Kurve war von dem Post-Hippie-Büro, das preiswerte Wohnhäuser und Gemeindebauten entwarf, bis zu globalen Hochhaus-, Finanz- und Regierungsprojekten nach oben verlaufen, genauso wie das damit verbundene Gehalt.

Und auch Wohnungen waren ein Maßstab – für Eve verlief die Entwicklung vom Haus ihrer Kindheit, einem Pseudo-Tudor-Kasten, der in einem Londoner Randbezirk nichts als Langeweile und Kleinkariertheit ausbrütete, über schmuddelige Studentenbuden im Stadtzentrum, eine turbulente Haus-wG im ehemaligen Hugenottenviertel vor dem Umzug nach New York bis zu einem schäbigen Apartment mit Wanda und Mara über einem Bestattungsunternehmen in Alphabet City. Von da waren es nur ein paar Häuserblocks in Richtung Südwesten zu ihrer ersten Bleibe mit Kristof, einem ehemaligen »Dime-Museum« in der Bowery, wo sie sich mit neun anderen Künstlern und Musikern ein spärlich möbliertes Loft teilten. Nach diesem Maßstab war Delaunay Gardens mit all seinen Annehmlichkeiten ihr persönlicher Höhepunkt gewesen. Von hier ging es kopfvoran abwärts.

Ein Vibrieren schreckt sie aus ihren Gedanken auf. Das Handy. Sie bleibt stehen und nimmt es aus der Handtasche. Ein verpasster Anruf von Ines Alvaro in New York. Eve schaltet es aus und lässt es wieder in die Tasche zurückfallen. Zu spät, Ines.

Obwohl die Jahre in New York nervenaufreibend waren – kreativer Tatendrang und Ehrgeiz, die auf eine gleichgültige Welt prallten; der verwirrende Zauberwürfel von Beziehungen –, kämpfte Eve gegen die Rückkehr nach London an. Kämpfte und verlor. Am Ende tauschten sie das unkonventionelle New York gegen das ausgeleuchtete Aquarium eines perfekt gewarteten Doppelhauses in London, einem von Kristofs ersten Serienwohnblöcken am Ufer der Themse, und von da war es nur ein Katzensprung – besser gesagt eine lange Fahrt mit der Tube – zu diesem georgianischen Einfamilienhaus, das besitzergreifend über den gemeinschaftlich genutzten Garten wacht.

Sie geht weiter durch die menschenleeren Straßen, die schwarz im Regen glänzen, weg von der erstickenden Sicherheit ihrer Vergangenheit auf eine ungewisse Zukunft zu. Zu spät, um umzukehren.

Im Lauf der Jahre hatte es noch andere Erwerbungen gegeben: das Cottage in Devon, ihre gemeinsame Wochenendzukunft, inzwischen schon längst wieder verkauft, das Chalet in Chamonix, dem sie keine Träne nachgeweiht hatte (Ski fahren hatte sie nie wirklich gelernt, und die Kälte war unerträglich), das Penthaus in Tribeca im obersten Stock des Gebäudes, das Kristof zum Hauptquartier seiner Firma in den Vereinigten Staaten gemacht hatte, und – bei dem Gedanken daran zuckt sie unwillkürlich zusammen – die umgebaute Scheune in Wales, ihr persönliches, abgeschiedenes Paradies. Das aufzugeben war ihr am schwersten gefallen.

In dieser Scheune, die sich in einem Eichenwald unter-

halb der walisischen Black Mountains versteckte, beschäftigte sie sich zum ersten Mal eingehender mit ihrem Thema, züchtete in einem edwardianischen Treibhaus einjährige Pflanzen aus Samen, pflanzte sie in dem fünf Morgen großen Landbesitz aus, pflückte sie, genoss die göttliche Seligkeit genauer Prüfung und Auslese, sortierte minderwertige Exemplare aus und trug die erlesensten zu einem viktorianischen Zeichentisch unter dem Nordfenster. Hier zeichnete oder malte sie sie, fing ihre Unsterblichkeit in akribisch vollendeten Abbildern ein und hielt ihre vergängliche Schönheit in der Zeit fest, ehe ihre zarten, gebrochenen Formen auf den Komposthaufen bei ihren unzulänglichen Artgenossen landeten.

In Wahrheit war sie keine besonders gute Gärtnerin. Die Ausfallquote zwischen Samen und Setzlingen war hoch. Es fehlte ihr an Geduld und Hingabe – ihre Erfahrungen als Mutter hätten ihr eine erste Warnung sein sollen –, und die Suche nach jemandem, der sich während ihrer Abwesenheit zuverlässig um die Stecklinge kümmerte, hatte sich als ebenso schwierig erwiesen wie die nach einer verlässlichen Kinderbetreuung. Trotzdem gab es Erfolge. Duftwicken, Cosmos, Rittersporn, Feuernelken. Diese Bilder, durchscheinende Aquarelle auf Pergament, befanden sich inzwischen alle in Privatsammlungen in Japan. Heute kümmert sich jemand anders um Eves Stück Land in Wales. Sie fragt sich, ob die blasierte Rothaarige am Fenster jemals Kompost unter den Fingernägeln hatte.

Eve hatte sich, wie ihre Namenspatronin, selbst aus dem Paradies verbannt und Arkadien den Rücken zugekehrt, um mit einem entsprechenden Mann nackt durch die Wild-

nis zu wandern. Es war eine Entrümpelung von existenziellem Ausmaß. Sie hatte alles hinter sich gelassen, bis auf das Londoner Atelier. Kristof hatte die baufällige Fabrik am Kanalufer im Osten der Stadt vor zehn Jahren, als ihre Ehe noch tragfähig war, gekauft und umgebaut: ein Geschenk zu ihrem fünfzigsten Geburtstag, nachdem sie – das zumindest gab er zu – die Rolle einer gefälligen, wenn auch nicht gänzlich klaglosen Geisha für seine erfolgreiche Karriere gespielt hatte.

Das umgebaute Gebäude war groß genug, um die im Werden begriffenen Werke zu beherbergen – riesige Leinwände, die Videoausrüstung, Kanister mit Konservierungsmitteln, Industriekühlschränke und Pigmentbehälter. Und was früher einmal ein Labyrinth von Hinterzimmern gewesen war (die Buchhaltungs- und Verwaltungsräume von Barlett's Sweet Factory), ist jetzt ihr Zuhause. Das winzige Schlafzimmer hatte Kristof für die wenigen Nächte entworfen, die sie dort verbrachte, wenn die Arbeit es erforderte. Nicht gerade eine Nonnenzelle – allein das Doppelbett widerspricht dieser Ästhetik –, und in den vergangenen acht Monaten war es die perfekte Kulisse für ihre Affäre gewesen. Außerdem gab es eine anständige Dusche, eine brauchbare Küchenzeile, ein Büro, eine Waschküche und einen kleinen, aber gut ausgestatteten Fitnessraum. Die räumliche Aufteilung des Gebäudes ist genau richtig: neunzig Prozent Arbeit, zehn Prozent Leben.

Nachdem sie heute Abend ihr altes Leben aufgesucht hat – das parallele Universum, nur einen Wimpernschlag entfernt, in dem sie zusammen mit Kristof noch über ein

schwankendes, mit Gütern, Besitz, Freunden, Verbindungen und öffentlichem Ansehen vollgestopftes Reich präsiert –, eilt sie nun, wenige Tage vor Weihnachten, dieser Zeit schamloser Exzesse, in die strenge Nüchternheit des neuen Lebens zurück.

Auch das Exil hat seine Annehmlichkeiten, wie Adams Eva sicher am eigenen Leib erfahren hat. Das Paradies mit seinem endlos wiedergekäuten Glück muss stinklangweilig gewesen sein, und der plötzliche Fluch der Sterblichkeit wird ihm eine frische und süße Intensität verliehen haben. Nur die Dummen und Gleichgültigen blieben ungerührt angesichts der Gefahren, die in der Wildnis lauern. Die erste Eva hatte die säuselnden Argumente der Schlange gehört, sie abgewogen und ihre Entscheidung getroffen. Adam spielte dabei keine große Rolle. Auch er hatte sich als Langweiler entpuppt.

Die Eve aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert musste nicht überredet werden. Es ist reiner Zufall, ein glücklicher Fehltritt oder eine fatale Entgleisung, dass sie hier ist – das Auge ans Guckloch gepresst, um das Diorama ihrer früheren Welt zu betrachten, nicht dort, als friedliche Statuette in einer vertrauten Kulisse, die nicht ahnt, dass sie da draußen, im Dunkeln, ein Publikum hat. Ein verhängnisvoller Schritt, eine köstliche, taumelnde Kapitulation, und das alte Leben war Vergangenheit, rauschte an ihr vorbei, als sie fiel. Wie einfach es ist, loszulassen.